

bestimmten Richtung entwickelt, sondern von einem Punkte aus gleichmäßig nach allen Seiten. Da das Zentrum aber nicht unmittelbar betretbar ist, muß es von der Peripherie her erreicht werden, und so entsteht sofort im Moment des Betretens eine eindeutige Achse. Das Raumerlebnis erfolgt also verkehrt.

Bis gegen 1600 traten beide Raumformen selbständig nebeneinander auf. Der Barock aber versucht, eine Synthese herzustellen. Hierfür gibt es zwei Möglichkeiten: die Zentralisierung des Longitudinalbaues und die Längung des Zentralbaues.

Bei der Kirche Il Gesu in Rom werden die Seitenschiffe gestrichen zugunsten eines mächtigen Hauptraumes. An das Langhaus schließt sich ein Kuppelraum an, der die halbe Länge des Langhauses hat. Die Längsrichtung bestimmt nicht mehr allein den Charakter des Raumes, sondern stellt nur noch einen Teil der Gesamtwirkung dar. Dieser Bautyp mit seinem additiven Charakter ist jedoch als Beitrag zur Vereinigung von Longitudinal- und Zentralbau noch nicht ganz befriedigend. Daher geht man einen Schritt weiter und verschiebt den Kuppelraum nach der Mitte der Längsachse, d. h. der durchgehende Längsraum wird von einem Zentralraum durchdrungen. Um zu erreichen, daß der Zentralraum unlösbar in den Horizontalfluß der Tiefenbewegung eingeschmolzen wird, verzichtet man auf die Tambourkuppel und ersetzt sie durch eine Flachkuppel oder eine Hängekuppel.

Eine weitere Stufe wird erreicht, wenn der Zentralraum statt eines Kreises in elliptischer Form gestaltet wird; denn hier entsteht durch die Verbindung der beiden Brennpunkte der Ellipse eine Mittellinie, die auch eine Längsausdehnung mit sich bringt. Die kreisende Bewegung, die der Zentralraum ausübt, wird in einer letzten Stufe der Entwicklung auch auf das Langhaus übertragen. Nach dem Vorgange einiger böhmischer Kirchen verleiht Johann Dientzenhofer bei der Klosterkirche in Banz durch schräggestellte Pilaster und windschiefe Gurtbögen auch dem Langhaus eine kreisende Bewegung, eine Form, die durch Balthasar Neumann bei der Wallfahrtskirche Vierzehnhiligen und bei der Klosterkirche Neresheim ihre letzte Vollendung erfährt. Boerlin behandelt auch die zweite Möglichkeit, die Längung des Zentralbaues. Wir wollen sie hier übergehen, zumal sie mit der St. Gallener Kirche nichts zu tun hat.

Wohin gehört nun St. Gallen? In der Grundrißdisposition, im Dominieren eines Kuppelraumes zwischen symmetrischen Längsarmen, stellt die Kirche die zeitgemäße Lösung des Barock dar. Da aber das traditionelle Wandpfeilersystem der Vorarlberger unverändert beibehalten wird, besteht, wie Boerlin sich ausdrückt, „eine Diskrepanz zwischen dem biologischen Standort und demjenigen seiner tatsächlichen Instrumentierung“. Diese Instrumentierung, also das Altertümliche, schreibt Boerlin dem sich stets im verhältnismäßig engen Rahmen der Vorarlberger haltenden Peter Thumb zu, während die Gesamtkonzeption von Architekten beeinflusst ist, die sich anderweitig Anregungen geholt haben.

Das sehr schön ausgestattete Buch ist jedem, der sich mit der Geschichte der Barockarchitektur befaßt, wärmstens zu empfehlen. Ein Besuch der Kirche ist, nach der in den letzten Jahren vorgenommenen hervorragend gelungenen Instandsetzung, einer Großtat der schweizerischen Denkmalpflege, die eine eingehende Behandlung verdienen würde, noch lohnender geworden als früher.

Walther Genzmer

Scharfe-Schenda-Schwedt, *Volksfrömmigkeit*. Bildzeugnisse aus Vergangenheit und Gegenwart, Spectrum-Verlag Stuttgart, Band 7 der Reihe Das Bild in For-

schung und Lehre, herausgegeben von den Landesbildstellen Baden und Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen. 130 Seiten, 155 teilweise ganzseitige Tafeln. DM 36,-.

Das zur Zeit in der volkskundlichen Wissenschaft mehr denn je angestrebte Ziel absoluter Sachlichkeit prägt sich in einem Bildband wie dem vorliegenden ganz besonders wohltuend aus. Aufbauend auf dem Material einer Ausstellung, die 1963 im Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen gezeigt wurde und zu welcher Museen und private Liebhaber Leihgaben beigetragen hatten, ist hier ein anspruchsvolles und für den deutschen Südsten auch erstmaliges Werk entstanden, das in großformatiger Ausstattung Bildzeugnisse religiösen Volksdenkens ohne alle Wertung aufzeigt. Und wie gefährlich nahe läge diese Gefahr der Wertung gerade auf dem Sektor der Volksfrömmigkeit! Wie leicht spräche sich das Wort Kitsch aus, wie deutlich könnte die Versuchung werden, „Altes“ und „Wertvolles“ hervorzuheben, wie das in früher erschienenen Werken solcher Art ohne Bedenken geschah. Hier existiert weder ein künstlerischer, noch ein konfessioneller, noch ein historischer Maßstab, hier wird behutsam und in sehr ernsthaftem Bemühen sauber und werkgerecht nebeneinander gelegt und zur Diskussion gestellt. Wenn gefragt wird, so nur nach dem Inhalt; der Weg ist der direkte, die intentio recta, wie Prof. Dr. Hermann Bausinger in seinem brillant formulierten Vorwort erläutert. Wenn sortiert wird, dann vor dem Hintergrund der entscheidenden Zeitströmungen: Barock, Pietismus, Aufklärung setzen die notwendige Markierung in den Aufsätzen der drei Autoren Martin Scharfe, Rudolf Schenda und Herbert Schwedt. Ob es sich um das Thema des religiösen Volksbrauches, um Erklärungen zu den Bildzeugnissen evangelischer Frömmigkeit oder um die vielschichtigen Wurzeln und Probleme der Wallfahrten handelt – mehr kann eigentlich im Augenblick gar nicht gesagt werden. Es handelt sich jeweils um Konzentrate aus jahrelangen Forschungen, die aber so leicht und lebendig übermittelt werden, daß auch der unvoreingenommene Leser sich an dieser bunten, vielfältigen, ja sprühenden Sachkenntnis freuen muß. Freuen kann er sich auch einfach beim Blättern: die prächtigen, unter neuartigen Aspekten gruppierten Bildbeispiele sprechen für sich.

A. Bischoff-Luitblen

### Italienische Reisen

Das Erlebnis der Wanderschaft ist ein Motiv, das in Otto Rombachs Romanen häufig wiederkehrt. Der Hang zum Wandern und Reisen weist sich in ihnen sogar als charakteristischer Zug eines weltoffenen Schwabentums aus. Sie zeigen jedenfalls, daß die wanderfrohe Aufgeschlossenheit dieses Stammes schon seit eh und je sich anderen Ländern zugewandt, ja nicht selten in der Fremde erst entdeckt hat, was das eigene Wesensbild bestimmt.

Seit einem Jahrzehnt begleiten Reiseberichte das literarische Schaffen in regelmäßigem Abstand. Sie haben, als Niederschlag persönlichen Erlebens, für das Gesamtwerk kein geringeres Gewicht, zumal sie die Quellen belegen, aus denen die dichterische Imagination geschöpft, also ein Roman wie „Der junge Herr Alexius“ sein glaubwürdiges Zeitkolorit erhalten hat.

Schon aus diesem Grunde ist es erfreulich, daß auf die „Ägyptische Reise“ (1957) und die „Alte Liebe zu Frankreich“ (1962) Otto Rombach 1967 einen Band „Italienische Reisen“ folgen läßt (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; 300 S., 24 Abbildungen, Ln. 16,80 DM). Es liegt in

solchem Anspruch freilich auch begründet, daß dieses Buch nicht ein Reiseführer üblicher Art ist. Es reiht sich vielmehr in die reiche Tradition von Berichten und Lebenszeugnissen ein, die seit den Tagen Windkelmanns und Goethes festgehalten haben, wie merkwürdig erregend das Wechselspiel von Natur und Kultur in diesem Land, diesem Urland nordischer Wandersehnsucht erfahren worden ist. Dennoch gewinnt Rombachs beruhigt verweilende, ausgewogene Darstellung dem bereits so vielgestaltig aufgenommenen und erlebten Italienbild eine eigene Note ab. Dichterische Gestaltungskraft und gründliche Sachkenntnis haben hier die Vielheit des einzelnen zu einem Bild verwoben, das die reinere Wirklichkeit des Humanen weder romantisch überhöht noch in sich isoliert, sondern diese in ihrem ursprünglichen Einklang mit allen Lebensschichten des Volkes und dem Elementaren der Natur uns vor Augen stellt.

Rombachs Reisen von den Alpenpässen bis Sizilien lassen uns deshalb erfahren, wie die „innere Erbschaft aus allen Geistesbereichen der mittelmeerischen Welt“ noch mitten im volkreichen Leben der Gegenwart unvermutet hervorbricht und uns in ihren Bann schlägt. Gleichviel, ob die Etruskergräber bei Tarquinia oder die uralten Gemäuer der Nuraghen auf Sardinien, die Ruinen römischer Tempel und Arenen oder die mittelalterlichen Paläste und Dome seinen Blick fesseln und er dabei in den Steinbrüchen von Carrara den Marmor wiedererkennt, aus dem einst Michelangelo seine Skulpturen gemeißelt hat – immer fließt Vergangenheit und Gegenwart in den bildkräftigen Szenen seiner Schilderung lebendig ineinander. Denn Rombach versteht es meisterhaft, das Eigenständige vergangener Zeiten in Vorgänge aufzulösen, in denen wir selber ergriffene Teilhaber des hier Gesehenen und einst Geschehenen werden.

So können wir in stiller Partnerschaft mit den Menschen und Dingen („als sei auf einmal ein Bild aus einer fernen Welt und Zeit zur Wirklichkeit geworden“) den Wegen folgen, auf denen Kaiser und Künstler, Kaufherren und Pilger nach dem Süden gezogen sind. Auf eine ebensolche Weise läßt die ganz persönliche Begegnung mit den eigenbürtigen Werken dieses Landes, seines zur Weite und Größe geöffneten Lebens uns in diesem Buch den immer wieder neu zu entdeckenden Raum des geistigen Abendlands durchwandern.

Emil Wezel

### Welterfahrung im Heimatgrund

Die Frage, wie der einzelne seinen Wesenskern gegen die Welt abzuschirmen und sich dennoch wesentlichen Werten offenzuhalten vermag, ist ein häufig wiederkehrendes Motiv der Erzählkunst, die sich in den beharrenden Tiefengrund der Heimat einläßt. Ein solches Verlangen nach Selbstbewahrung gewinnt eben durch die Liebe diese Offenheit zum Leben, eine den Kern des Persönlichen erfüllende Lebenszuversicht. Das ist das Thema der vier Erzählungen, die *Wilhelm Schloz* in einem neuen Band vorlegt: *Wäre uns die Liebe nicht gegeben* (Verlag Arno Balzer, Stuttgart; 226 S., Ln. 14,80 DM). Denn nur an der Liebe kann der einzelne seinen Wert, das Leben seine Tragfähigkeit erproben. Sie wird deshalb nicht als ein Ereignis gesehen, das sich selbst genug ist, sondern als ein Geschehen, das letztlich über Erfüllung und Reife des Menschen, ja über den Sinn seines Daseins entscheidet. Die ernstere und herbere Tönung einer solchen Liebe gibt sich darum auch nicht im Frühling der Leidenschaft, sondern erst im herbstlichen

Wissen um das Vergehende zu erkennen. An Grenzerfahrungen klärt sich ihr Bild.

Solche Erfahrungen sind es, die in diesen Erzählungen ein schon im Frühwerk angeschlagenes Thema weiterführen und zum nachdenklichen Lesen zwingen. „Der erste Ritt“ macht zwar die Zähmung eines Pferdes zu einem spannenden Jugenderlebnis (in der Urzeit der Landnahme), aber das ahnend-gefühlhafte Aufleuchten einer Liebe, die stärker als das geltende Gesetz ist, kündigt am Ende des Geschehens den Anbruch eines neuen Zeitalters an. „Das Selbstopfer“ schlägt die Brücke in die Gegenwart: eine Kurgastrunde lernt das Maßlose des verstrickenden Augenblicks am Maß zeitüberhobener Schicksalsfügungen begreifen. „Die letzte Liebesfahrt“ prüft Lockung und Grenze einer kurzen Begegnung an einer solchen mit dem Ewigen: an einer von mütterlicher Liebe ins Schwerelose aufgehobenen Stunde des Sterbens. Auch die Ehe der „Frau Magda Meier“ zeigt erst in dem Augenblick, der die Partner endgültig zu trennen droht, was eine im Stillen reifende Liebe wieder zu heilen vermag. Immer in diesen Erzählungen also erprobt sich das Leben an der Liebe, die eins ist mit der Widerstandskraft des Moralischen in reinen Naturen. Wohl bleibt das Bild dieser Liebe an den Anschauungsraum der Heimat gebunden. Aber die Genauigkeit eines geduldig wartenden Ergründens erkennt auch im Alltäglichen die durch die Liebe sich herstellende Gerechtigkeit des Lebens. Denn vor dem Maß ihrer zeitlosen Ordnung scheidet sich Gutes und Böses. Es bedeutet deshalb dem Erzähler Schloz nicht wenig, diese Ordnung als ein Lebensfundament der Welt zu verteidigen.

Etwas von Trauer um die verlorene Einfalt der alten Zeit, die von einer solchen Ordnung noch getragen war, schwingt auch in dem Roman von *Hermann Lenz*: *Verlassene Zimmer* (Jakob Hegner-Verlag, Köln; 251 S., Ln. 16,80 DM). Jene alte Zeit ist hier die des Handwerksbürgertums, das im schwäbischen Raum, selbst in der Großstadt, bis in die ruhelos schwankenden zwanziger Jahre seine Lebensart, sein Verlangen nach Sicherung im schlichten Alltag bewahrt hat. Dennoch läßt dieser Roman das Beharrende und Bleibende im Vergänglichen auf eine andere Weise durch das menschliche Schicksal durchscheinen. Die subjektiverende Erzählform fängt alles Geschehen und Erleben im Spiegel des Bewußtseins ein, in dem das erfahrene Dasein sich mit dem Leisen, Schwebenden, Ungewissenen eines nur ahnenden Fühlens zu unausdeutbaren Möglichkeiten öffnet. Ein solches Erzählen schichtet darum das Innen und Außen wechselvoll ineinander, verhüllt und beleuchtet es zugleich und verklammert es dabei zu einem dichten Geflecht von Reflexionen, Stimmungen und Gefühlen, in denen sich die Erinnerungen ablageren. Wenn somit „jeder schließlich nur den Faden kannte, den er selber drehte“, so taucht doch alles mit allem in das unaufhaltsame Fließen der Zeit, „das zwar nirgends zu bemerken war, aber trotzdem überall eindrang.“

Dargestalt wird im innen gespiegelten Lebenslauf des alternden Ehepaars Krumm die Geschichte dreier Generationen gegenwärtig. Stuttgart, Künzelsau und nochmals Stuttgart bilden den Schauplatz der Handlung. Julius Krumm, ein Werkzeugmacher, ist aus Amerika zurückgekehrt. Aber was er nun innerhalb und außerhalb seines Gasthauses scheinbar beiläufig beim Dabeistehen und Zuschauen erlebt, reflektiert sehr genau die Lebens- und Stimmungslage der Vorweltkriegsjahre, deren Glauben an Vaterland, Sitte und Recht bis ins Detail mundartlicher Sprachwendungen hinein.

Nach Krumms Tod beginnt der zweite Teil des Romans. Das von Güte erfüllte Leben der Mutter legt zwar einen Hauch von Verklärung über das Verhängnishafte, das am Horizont der Zeit heraufzieht. Aber die Tochter Irene